

Sonderdruck aus:

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOGIE
(ZfdPh)

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Otto Eke · Eva Geulen · Thomas Klein ·
Norbert Oellers · Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

129. Band 2010 · Zweites Heft

DAS GENETISCHE OPFER

Biologie, Theologie und Ästhetik in Storms „Carsten Curator“

von Maximilian Bergengruen, Genf

Abstract

Ziel dieses Aufsatzes ist es zu zeigen, dass Storm in seiner Novelle „Carsten Curator“ die zu seiner Zeit aktuellen Konzepte von Heredität, Genetik und Evolution exemplarisch durchspielt und poetologisch gegenliest. Vorderhand gibt die Novelle Hinweise, dass die Familie Carstens einem ‚progrès d'un mal‘ im Sinne Morels unterworfen ist und mithin eine Verschlechterung der Erbeigenschaften bis zum Aussterben der Familie zu gewärtigen hat. Wenn sich die Familie durch den letzten Erbfolger, Heinrich d. J., dennoch von dieser vorhergesagten Entwicklung befreit, dann könnte dies der sexuellen Attraktion seines Vaters im Sinne von Charles Darwins Beauty-Theorie geschuldet sein. Gegen diese naturalismusverdächtigen handlungsführenden Theoreme präsentiert die Erzählung ein Opfer von Seiten Annas, die ihre guten Erbeigenschaften selbstlos zur Rettung der Familie einbringt. Eine solch idealistische Geste wird durch einen unübersehbaren Rekurs auf Hartmanns von Aue „Armen Heinrich“ gestützt – und durch die minutiöse Exemplifizierung eines Erbfolge-Gesetzes, bei dem vorgesehen ist, dass sich, sozusagen als Idealismus in der Determination, die guten Erbeigenschaften durchsetzen. Hinter dem poetologischen Konzept eines ‚Ideal-Realismus‘ steht also ein Spiel mit den Möglichkeiten und Grenzen des im ausgehenden 19. Jahrhundert noch nicht gefestigten Wissens um Vererbung.

This article aims to show it that in his novella “Carsten Curator” Storm uses the concepts of heredity, genetics and evolution, which were topical at the time, for literary purposes. Initially the novella hints that Carsten's family is subject to a ‘progrès d'un mal’ in Morel's sense and is consequently confronted with a deterioration of its hereditary characteristics or even the end of the family line. If the family avoids this predicted development due to the qualities of the last descendant, Heinrich the younger, this could be attributed to the sexual attraction of his father in the sense of Charles Darwin's beauty theory. The theories which drive the plot are reminiscent of naturalism, but they are counterbalanced in the story by a sacrifice on the part of Anna, who unselfishly comes to the rescue of the family with her good hereditary characteristics. Such an idealistic gesture is supported by a clear reference to Hartmann von Aue's “Armer Heinrich”, and by a detailed exemplification of a law of succession in which it is intended that the good hereditary characteristics prevail – showing that there is idealism in the determination, as it were. Behind the poetological concept of an ‘ideal realism’ the author thus plays with the possibilities and boundaries of the knowledge of heredity, which was still sketchy at the end of the 19th century.

1. Degenereszenz

Die Novelle „Carsten Curator“ (ED 1878) wurde in der Forschung – angeregt durch Thomas Manns Storm-Essay aus dem Jahre 1930 – als Klein- oder Vorform der „Buddenbrooks“ (ED 1901) bezeichnet¹, weil Theodor Storm hier, wie sein ungleich be-

¹ Vgl. hierzu Karl Ernst Laage: Kommentar, in: Theodor Storm, Sämtliche Werke in vier Bänden, hg. v. dems. u. Dieter Lohmeier, Bd. II, Frankfurt/Main 1987, S. 957. Im Folgenden wird „Carsten Curator“ nach dieser Ausgabe und diesem Band direkt im Fließtext in Klammern zitiert. Bei anderen Texten Storms wird der jeweilige Band mit angegeben.

kannterer Epigone später auch, nicht nur den finanziellen, sondern auch den hereditären Verfall einer Familie beschreibt.²

Das seiner Geschichte zugrunde liegende Vererbungsmodell entwickelt Storm, darin ebenfalls Mann ähnlich, aus dem medizinischen Wissen seiner Zeit: Wie andere Novellen belegen, hat er sich ausführlich mit den hereditären Konzepten des 19. Jahrhunderts beschäftigt: In „John Riew“ diskutieren z.B. zwei Männer, einer davon Arzt, über einen Artikel im Hamburgischen „Correspondenten“, der von „Vererbung“ handelt. Thematisiert wird dort das Problem der hereditären Belastung eines „Trinker[s]“ bzw. allgemeiner das Problem der „Schuld“ der „Väter“ an den „Neigung[en]“ (III, 376) und Verfehlungen ihrer Kinder.

In der hier infrage stehenden Novelle „Carsten Curator“ liegen die Gesetze der Heredität – insbesondere der Weitergabe von charakterlichen Eigenschaften – freilich weniger auf der Oberfläche denn in der strukturalen Anlage des Romans. Erzählt wird die Geschichte von Carsten Carstens, dem Curator, einem honorigen und angesehenen Bürger von Husum, seiner früh verstorbenen Frau Juliane, dem mit ihr gezeugten Sohn Heinrich und seinem Pflegekind Anna. Die beiden Letzteren fassen den Entschluss zu einer, wie sich herausstellen wird, in fast jeder Hinsicht ruinösen Ehe, die außer einem gesunden Kind nur Schaden hervorbringt, deren größter der Tod Heinrichs und der Verlust des gesamten Familienvermögens ist.

Es soll nun in einem ersten Schritt versucht werden, die in der Novelle vorgeführte Logik der Vererbung vor dem Hintergrund des medizinischen Wissens über Heredität inklusive seiner theologischen Verästelungen zu rekonstruieren. Dafür bietet es sich an, mit der väterlichen und der mütterlichen Erblinie von besagtem Heinrich zu beginnen.³ Heinrichs Großvater mütterlicherseits, also Julianes Vater, war ein „Spekulant“, nicht aus Husum gebürtig und (wie der Erzähler zu verstehen gibt) auch nicht dorthin gehörig. Er ist in die Stadt wegen der „Kontinentalsperre“ (457), also der von Napoleon im Jahre 1806 gegen England verhängten Handelssperre, die eine Vielzahl maritimer Schmuggeleien nach sich zog, fast könnte man sagen: geschwemmt worden. Seine Spekulationen enden synchron im finanziellen und biologischen Bankrott:

Als einer der letzten [Spekulanten, Ergänzung M. B.] wurde er auf dem Boden seines Speichers erhängt gefunden [...]. Daß dies durch eigene Hand geschehen, war nicht anzuzweifeln, denn die Verhältnisse des Toten waren durch rasch folgende Verluste in Ruin geraten; der einzige Aktivbestand seines Nachlasses, so wurde gesagt, sei seine Tochter, die hübsche Juliane. (457f.)

² Vgl. zu dieser Parallele Vf.: Die Ökonomie des Luxus. Zum Verhältnis von Betriebs- und Nervkapital in Thomas Manns „Buddenbrooks“, in: Luxus. Die Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne, hg. v. dems. u. Christine Weder, erscheint: Göttingen 2010.

³ In der Forschung existieren bis jetzt vor allem autobiographische Deutungen dieser Erblinien. Vgl. hierzu Peter Goldammer: Culpa patris? Theodor Storms Verhältnis zu seinem Sohn Hans und seine Spiegelung in den Novellen „Carsten Curator“ und „Hans und Heinz Kirch“, in: Stormlektüren, hg. v. Gerd Eversberg, David. A. Jackson u. Eckart Pastor, Würzburg 2000, S. 143–150, hier: S. 148, sowie Karl Ernst Laage: Culpa patris, die Schuld des Vaters, in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 46, 1997, S. 7–12.

Die hübsche Tochter Juliane, Carstens spätere Frau, als „Aktivbestand“ – hier deutet sich schon an, was im Verlauf der Novelle immer wieder thematisiert werden wird: die Analogie von finanzieller und psychischer Erb- bzw. Konkursmasse.

An der Vererbung von schlechten Charaktereigenschaften in der großväterlich-mütterlichen Stammlinie von Heinrich lässt die Novelle gar keinen Zweifel: Auch Juliane hat, wie ihr Vater, einen Hang zum Suizid, der gleich bei der ersten Begegnung mit Carsten in ihrem Ruf, „sie müsse sich ein Leides tun“ (458), zum Vorschein kommt. Und Heinrich schlägt in die gleiche Kerbe, wenn er schon in jungen Jahren sich „wie zum Sturze vorgebeugt“ (466) vor einem Brunnen hockt, weil er mit dem Geld seines Handelsherrn „gespielt“ (467) und es, natürlich, verloren hat. Sein Tod am Ende der Novelle – er rudert in die todbringende Sturmflut – lässt sich schließlich, zumindest wenn man ein planvolles Handeln unterstellt, als die Realisierung dessen verstehen, was als charakterliche Anlage von frühester Jugend an vorhanden war.

Doch bleiben wir bei der Spielsucht Heinrichs, die sich mit der Zeit, neben einer ausgeprägten Verschwendungssucht⁴, ganz zu der vom Großvater schon bekannten finanziellen Hochrisiko-Spekulation auswächst. Kurz nach Austritt aus dem väterlichen Haus geht Heinrich in Hamburg eine überaus „gewagt[e] [...] Geschäftsverbindung“ ein, bei der sich die Hoffnung, sie möge einen „hübschen Gewinn“ (486) abwerfen, ziemlich bald zerschlägt. Auch als Heinrich zurück nach Husum kommt, um Anna zu heiraten, weicht er nicht von der eingeschlagenen Linie ab. Auch hier versucht er sich als „Spekulant“: Austernverkauf und ein „Viehexport auf England“, aber beides ohne „sachkundige Hand“ (507), wie der Erzähler hinzufügt.

Diese Gegenüberstellung der durch den Erzähler und Carsten bevorzugten altväterlichen Ökonomie und der modernen (in ihren Augen ruinösen) Chrematistik wird am Schluss zentral ausgebreitet. Denn hier ist nun Heinrich, wie sein Großvater, „bankrott“ (515), nur dass er mit seinem finanziellen Leichtsinne auch das Kapital seiner Vorväter qua mehrfach erfolgter Bürgschaft Carstens mitverbraucht, also den „Untergang“ des gesamten „Hauses“ (514) in die Wege geleitet hat.

Von der Mutter Juliane wird als Überträgerin dieses Hangs zur finanziellen Spekulation nichts gesagt. Da sie ohnehin nicht lange lebt und ihr als Frau die Welt des Handels nicht offen steht, ist dies auch nicht weiter verwunderlich. Was aber Heinrich zweifelsfrei *über sie* von seinem Großvater geerbt hat, ist das vom Erzähler hervorgehobene Unstete und Nichtsesshafte: Wie der Großvater zufällig über das Meer nach Husum gekommen ist, so wirft sich auch Heinrichs Mutter Juliane, diesen Weg in der Erotik imaginär rückwärts gehend, in die Arme von fremden Seeleuten, z.B. die des „französische[n] Kaperkapitän[s], den die anderen den ‚schönen Teufel‘ nannten“ (476); ein Mann, der nur eine gewisse Zeit in Husum weilt und bald wieder, wie die anderen „Fremden“, zu denen gehört, „die unsere Stadt verlassen“. (477)

Und Heinrich zieht es ebenfalls fort aus dem beschaulichen Husum, hin in das ungleich größere Hamburg, wo er – nun ein „Großstädter“ (487 geworden – zum ersten Mal in

⁴ Aus Hamburg fordert Heinrich ständig Geld vom Vater, „da mit dem geringen Gehalte sich dort nicht auskommen lasse“ (480), später, in Husum, muss er sich, wenn er z.B. seiner Frau Edelsteine schenkt, sagen lassen: „du verschwendest“. (508)

Kontakt mit der Welt der Wirtschaft und Finanzen kommt. Anfangs ist die Wahl Hamburgs ein Zufall, weil Carsten seinen Sohn nach seinem desaströsen Auftritt in der Husumer Handelsgesellschaft diskret bei einem Freund „unterzubringen“ (479) sucht, dann aber kann sich Heinrich von der Großstadt überhaupt nicht mehr lösen, nicht einmal, trotz gegenteiliger Ankündigung, an „Weihnachten“. (484)

Wie Heinrichs Großvater ausgesehen hat, darüber wird nichts gesagt, aber Heinrichs Mutter ist von „anmutig[er]“ Haltung und einem sehr „schönen“, ja „verführerischen“ (458f.) Anblick. Das ist ja auch ein Grund, warum Carsten sie trotz höchst „ungleicher“ (458) Lebenseinstellungen zur Frau nimmt. Und Heinrich stellt sich im weiteren Verlauf nicht nur als „geistige[r] Erbe seiner schönen Mutter“ (460), sondern auch als körperlicher Deszendenz heraus. Rückblickend lässt sich sagen, dass er als „knabenhafter Jüngling“ (489) ihr am meisten „geglichen“ (475) hat, bevor sein Vater, als Heinrich bereits ein „Mann“ ist, die „Ähnlichkeit [...] zurückgetreten“ (489) sieht. Zu dieser Beobachtung später mehr.

Der Grund für die hohe Ähnlichkeit in Sachen Schönheit vor dem Eintritt ins Erwachsenenalter könnte darin liegen, dass Heinrichs „schöne“ (460) Augen und sein „hübsche[r] Kopf“ (466) nicht nur die Züge der Mutter, sondern auch ihr Geschlecht widerspiegeln: Der Kopf wirkt nämlich in diesem frühen Stadium fast „weiblich“ (466): „Bei dem gelockten lichtbraunen Haar, das sich seidenweich an die Schläfen legte, hätte man das hübsche blasse Antlitz des Schlafenden für *das eines Weibes* halten können“. (479; Hervorhebung M. B.)

Der Hang zur Promiskuität, den Carsten seiner ehemaligen Frau zuschreibt, wenn er davon spricht, wie ihre und des frz. Kapitäns „Augen in einander gingen“ (477), scheint sich ebenfalls beim Sohn wiederzufinden, nennt doch die Husumer Fama, die anscheinend Verbindungen nach Hamburg hat, Heinrich genüsslich einen „Schwerenöter“. (482)

Gleiches gilt für Julianes ausgeprägten Egoismus bzw. Non-Altruismus: „Ich kümmere mich [...] um nichts“ (458), sagt sie gleich bei ihrer ersten Begegnung mit Carsten anlässlich des Selbstmords ihres Vaters. Und diese Einstellung legt sie auch später nicht ab.⁵ Genauso sagt es ihr Sohn bereits in frühester Jugend: „Muß gehen! Wir kümmern uns um nichts!“ (461) Und auch später scheint er „von den Kümmernissen, die er den Seinen zugefügt“ hat, „keine Ahnung“ (486) zu haben.

Es gibt also auf der mütterlichen Linie vom Großvater zu Heinrich eine eindeutige und deutlich sichtbare Vererbung psychischer Eigenschaften – und zwar im Bereich der, wie es in der auf Auguste Morel aufbauenden deutschen Psychiatrie heißt, „Disposition“, also der noch nicht offen aufgetretenen psychischen „Krankheit“. Die Rede ist vom „extremen, excentrischen Wesen“⁶ bei „erhaltener Intelligenz“, das Heinrich und

⁵ Bisweilen vergisst sie ihren Mann sogar, wenn sie mit ihm auf Gesellschaft ist („wo sich Niemand um mich kümmerte“ [476]).

⁶ Wilhelm Griesinger: Vortrag zur Eröffnung der Klinik für Nerven- und Geisteskrankheiten in der Charité in Berlin, in: Ders.: Gesammelte Abhandlungen, hg. v. Carl August Wunderlin, Bd. I Berlin 1872, S. 107-126, hier: S. 113f.

seine Mutter aufweisen, sowie der „Trunksucht“⁷, die Heinrich, der ab einem gewissen Zeitpunkt jeden Abend mit einem „nicht [...] sicher[en] Schritt“ (510) nachhause kommt, befällt. Hierbei ist allerdings zu vermerken, dass der Alkoholismus erst *nach* der Zeugung seines Sohns auftritt, wo er, nach dem medizinischen Wissen der Zeit, ansonsten „die schweren Formen“⁸ der Nervenkrankheiten bei diesem hervorgerufen hätte. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch, dass der später in der Geschichte auftauchende, dem Hochprozentigen ebenfalls nicht abgeneigte, „Verwandte von mütterlicher Seite“ (507) dem Leser einen deutlichen Hinweis gibt, dass der Alkoholismus in der Familie Julianes nicht ganz unbekannt ist.

Hinzu kommt die – Stichwort ‚ich kümmere mich um nichts‘ – „sittliche [...] Beschränktheit“ von Großvater, Mutter und Sohn. Und dass in dieser Familie in jeder Generation ein „Selbstmörder“⁹ bzw. Selbstmordkandidat auftritt, spricht schließlich in den Augen der zeitgenössischen Psychiatrie ebenfalls für eine „neuropathische Befahrung“ oder „Disposition“.¹⁰

Übertragen auf Storm, den in „Carsten Curator“ freilich weniger psychische Krankheiten denn (moralische) Charakterschwächen interessieren, hat man hier eine veritable Erklärung für die Weitergabe von Erbeigenschaften in der großväterlich-mütterlichen Stammlinie Heinrichs.

Doch etwas ist – aus der Sicht der zeitgenössischen Medizin – sehr ungewöhnlich an der mütterlichen Stammlinie: Sie weist keine Verschlechterungen im generativen Verlauf auf. Wilhelm Griesinger schreibt: „Hie und da haben die hereditären Seelenstörungen bei den Eltern und Nachkommen [...] im Wesentlichen denselben Charakter, brechen zu derselben Zeit des Lebens aus, und endigen in derselben Art, z.B. durch Selbstmord“¹¹ – genau wie in der mütterlichen Stammlinie Heinrichs, möchte man hinzufügen. Aber, fährt Griesinger fort, diese Form der Heredität ist äußerst ungewöhnlich. Viel häufiger als auf die gleichmäßige Weitergabe von pathologischen Eigenschaften treffe man auf „Steigerungen des [...] Temperamentes der Eltern“.¹²

Griesinger rekurriert in diesem Zusammenhang auf die – von Morel übernommene – Degenerations- oder Degenereszenz-Lehre, also die Theorie von der „Verschlechterung“ von Erbeigenschaften in einer Familie, wobei er hinzufügt, dass „die eigentlichen Entartungs-Zustände der Betroffenen [...] gewöhnlich erst allmählig und progressiv“ einträten. Am Anfang sei, so sein Argument, der „hereditäre Einfluss“ nicht bei der ganzen Familie, sondern „nur in einzelnen Familienmitgliedern“ sichtbar. Diese Erkrankten „zeigen noch nicht den wirklich degenerativen Charakter der Erkrankung“; interessanterweise sei, wie Griesinger ausführt, das Aufblitzen der neuropathischen Disposition sogar von „einzelne[n] und einseitige[n] ausserordentliche[n] Gaben oder

⁷ Wilhelm Griesinger: Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Aerzte und Studierende, Braunschweig 1876, S. 160.

⁸ Ebd.

⁹ Griesinger [Anm. 6], S. 111.

¹⁰ Ebd., S. 110-114.

¹¹ Ders. [Anm. 7], S. 159. Vgl. Volker Roelcke: Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914), Frankfurt/Main, New York 1999, S. 88-95.

¹² Griesinger [Anm. 7], S. 159f. Hervorhebung im Orig.

Fertigkeiten“ begleitet, ja „neben“ diesen Kranken würden sich andere Familienmitglieder sogar „durch *ungewöhnliche* Geistesgaben auszeichnen“. ¹³

Eine solche medizinische Beschreibung lässt aufhorchen. Denn genau dieses typische erste Anzeichen einer degenerativen Entwicklung – also der leichte und einseitige Anstieg von Intelligenz plus erste Anzeichen von Degenereszenz bei einem Familienmitglied sowie eine starke Steigerung der Intelligenz ohne degenerative Zeichen bei einem anderen – tritt, auch hier vom Pathologischen ins Moralische verschoben, überraschenderweise in der *väterlichen* Stammlinie Heinrichs auf.

Heinrichs Vater, der titelgebende Carsten Curator, ist ein „Kleinbürger“; dieses Epitheton erbt er von seinem Großvater und Vater genauso wie das „Haus an der Twiete“ und das dazugehörige Geschäft: den „Handel mit gestrickten Wollwaren“. (456) Von Carstens Vater, also Heinrichs Großvater, heißt es, dass von ihm „nicht viel mehr zu sagen ist, als daß er ein einfacher und sittenstrenger Mann gewesen“ (469f.) sei. Das gilt für seinen Sohn, den Curator, nicht mehr: Über ihn erfährt der Leser, dass er „von etwas grübelnder Gemütsart“ (456) sei, also anscheinend etwas zur Melancholie neigt. Deutlich wird dies an der Frage, wie man mit Geschichten „aus fremden Welten“ umzugehen habe. Während sie seinem Vater ohne viel Nachdenken als „Stoff zum behaglichen Weitererzählen“ dienen, „regten sie in dem Sohne oft eine Kette von Gedanken an, für deren Verarbeitung er nur auf sich selber angewiesen war“. (469)

Diese zart angedeutete Tendenz zur Melancholie wird durch eine erhöhte intellektuelle Energie begleitet. Anders als seine Vorväter hat Carsten als der „jetzige Besitzer“ des Hauses an der Twiete ein „kleines Regal“ errichten lassen, auf dem einige „mathematische Werke“, sowie Lessings Nathan und Hippels „Lebensläufe“ (ebd.) stehen. Carsten hat nämlich, so der Erzähler in anderem Zusammenhang, eine „Neigung zur Gedankensarbeit“ und ist daher befähigt, „allerlei Bücher und Schriftwerk“ (456) zu lesen.

Diese leichte Intelligenz-Steigerung gegenüber der vorhergehenden Generation drückt sich interessanterweise nicht darin aus, dass Carsten kaufmännisch gut agiert, die Geschäfte stagnieren auf mittlerem Niveau, wohl aber darin, dass er anderen als „Curator“, also als Helfer in „Rechtsgeschäften“ (ebd.), Nachlässen etc. dient. Hier steckt seine eigentliche (über die bisherige familiäre Intelligenz hinausgehende) Begabung.

Soweit zum leichten Anstieg der Intelligenz (Lesen, Curator-Tätigkeit) und zu den ersten degenerativen Anzeichen (leichte Melancholie) – nun zum dazugehörigen starken Anstieg von Intelligenz bei einem nahen Verwandten, nämlich Carstens früh von den „Blattern“ (470) dahingerafften Bruder. Brigitte, Carstens Schwester, erklärt die „Bevorzugung“ (472) dieses Familienmitgliedes durch die Tatsache, „daß er von uns Dreien doch der Klügste war“. (471) Und weiter: „Er würde gewiß auf die lateinische Schule gekommen sein und nicht wie du bloß beim Rechenmeister“. (471) Und die Lateinschule, so die von Brigitte referierte Familienfama, hätte es ihm später ermöglicht, „Pastor“ (475) zu werden. Während Carstens Intelligenz also leicht angestiegen ist, so lässt sich bei seinem früh verstorbenen Bruder, selbst wenn man die retrospektive Überhöhung eines Frühverstorbenen in Rechnung stellt, eine ungleich größere Steigerung verzeichnen.

¹³ Ebd., S. 160. Hervorheb. M. B.

In der väterlichen Stammlinie Heinrichs kommt es also in dieser exemplarischen¹⁴ Anwendung der Degenereszenztheorie auf der Filiationstufe Carstens nicht zu einer Stagnation in der Entwicklung pathologischer Eigenschaften wie in der mütterlichen, sondern vielmehr zu ersten Anzeichen eines psychischen Verfalls, der sich – nur scheinbar paradoxerweise – in einer Verstärkung der Intelligenz ankündigt und damit auf eine deutliche Verschlechterung der bisher kaum bemerkbaren psychischen Disposition in der nächstfolgenden Generation, also bei Heinrich, vorausdeutet. Aus dieser (väterlichen) Perspektive ist dementsprechend die deutliche Verschlechterung der psychischen Eigenschaften in Heinrichs Charakter durchaus erwartbar: Aus einer leichten psychischen Fêlure bei seinem Vater wird eine starke psychische bzw. moralische Schwäche bei seinem Sohn. Genauso, nur stärker vom Standpunkt des Pathologischen aus gesprochen, hatte es Morel ‚vorausgesagt‘: „Dans une première génération on n’observera [...] que la prédominance du tempérament nerveux [...]. Dans une seconde génération, il sera permis de constater [...] quelques-unes de ces névroses capitales“.¹⁵

Die Verstärkung der schlechten psychischen Eigenschaften in der Carsten-Familie auf der Filiationsebene von Heinrich wird – aus dieser Perspektive – durch die Erbanlagen der Mutter ausgelöst, aber eben nur ausgelöst. Wenn Carstens Schwester Brigitte die psychischen Devianzen Heinrichs einzig über die Erbanlagen der Mutter erklärt – „sie gehörte nicht zu uns“ (477), oder: „ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeschlagen ist“ –, dann verneint Carsten, der es besser weiß, die Erklärung in einer Rede, die er freilich nur „mit sich selbst gesprochen“ (478) hat.

Der einzige Gesprächspartner in dieser Hinsicht ist für Carsten ein Familiengemälde, auf dem im Hintergrund ein „Baum von unbestimmter Gattung“ abgebildet ist – wahrscheinlich eine abstrakte Darstellung des als „Familienheiligtum“ bezeichneten Birnbaums und zugleich eine allegorische des Familienstammbaums.¹⁶ Dieser Stammbaum, vom „Großvater [...] gepflanzt“ und vom Vater „gepfropft“ (465), befindet sich nun im „Spätherbst [...]“; denn seine Äste waren fast entlaubt“. (470) Kein Wunder also, dass Carsten ihn so oft betrachtet.

2. Zehn Gebote

Es gibt auch eine theologische Erklärung des Verfalls des Hause Carstens, die zur biologischen analog verläuft. Da die Novelle meistens auf Carsten intern fokalisiert ist, finden sich in ihr immer wieder dessen Reflexionen über seine Schuld. Carsten macht

¹⁴ Der Begriff des Exemplarischen meint hier, im Sinne von Aristoteles’ Definition (vgl. ders.: Rhetorik, 1394a), ein durch Scheidweise abgekürztes bzw. ersetztes Beweisverfahren. In Anlehnung an eine Formulierung bzw. Schreibweise Giorgio Agambens könnte man von der ‚Beweiskraft des Exemplarischen‘ sprechen. Vgl. hierzu Vf.: Exempel, Exempelsammlung, Exempelliteratur – am Beispiel von Harsdörffers teuflischer Mord-Geschichte „Die bestrafte Hexen“, in: Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen, hg. v. Nicolas Pethes, Jens Ruchatz u. Stefan Willer, Berlin 2007, S. 122–142.

¹⁵ Bénédict August Morel: *Traité des maladies mentales*, Paris 1860, S. 515f.

¹⁶ Christoph E. Schweitzer: Die Bedeutung des ‚Familienbildes‘ für die Interpretation von Theodor Storms Novelle „Carsten Curator“, in: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 47, 1998, S. 41–46. Der Verfasser weist auf S. 44 darauf hin, dass der Birnbaum die drei Generationen darstellt, die auch im Roman eine wichtige Rolle spielen.

sich nämlich, wenn auch auf sehr verborgene Weise, Gedanken über seinen eigenen Anteil am psychischen Verfall seines Sohnes: Auf die Frage Annas, seines Pflegekindes, was er denn im Zusammenhang mit seinem Sohn „verbrochen“ habe, antwortet er schlicht: „Ich, Anna, ich bin sein Vater“. (473) Und am Ende thematisiert Carsten seine Schuld noch einmal, dann nämlich, wenn er die drohende Bankrott-Erklärung seines Sohnes auch auf sich bezieht: „Wir büßen Beide dann für eigene Schuld“. (515) Das Wort Buße macht es deutlich: Die Schuldfrage hat eine theologische Dimension, die auch in Carstens Anrufung Gottes zum Ausdruck kommt: „Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!“ (479)

Wofür aber will Carsten denn „leiden“ bzw. „büßen“? Was ist denn seine „eigene Schuld“ am Charakter seines Sohns? Um die Theorie seiner Schwester, dass Heinrichs schlechter Charakter ausschließlich auf Juliane zurückgeht, zu widerlegen, entschließt sich Carsten zu einer Art von Geständnis: Es ist die Zeit, da seine Frau ihn bzw. seine Eifersucht durch die oben genannten Eskapaden mit französischen und anderen schönen Teufeln reizt: „Dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes schöne Weib dort mir gehörte, daß sie mein Weib sei; und dann trat ich zu ihnen [d.h. ihr und dem schönen Teufel, Anm. M. B.] und zwang sie, mit mir nach Hause zu gehen“. Durch diese gewaltsame Handlung macht er sie „zornig“ – und diese Kombination, also seine Eifersucht und ihr Zorn, scheinen ihn, spätestens als sie anfängt sich zu entkleiden und „Gürtel und Mieder von sich warf“, trotz der moralischen Abscheu zu erregen bzw., wie es in der diesbezüglich zurückhaltenden Sprache des 19. Jahrhunderts heißt: Es „betörte“ ihn, obwohl es ihn hätte „von ihr stoßen sollen“. (477)

Es mag diese Nacht gewesen sein oder eine darauffolgende, fest steht, dass Heinrich zu der Zeit gezeugt wurde, da die fremden Seeleute Carstens Eifersucht und damit ihn selbst anregen: „Und so wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monde, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode [sie stirbt wie gesagt im Kindbett; Anm. M. B.] übrig war; – als alle diese Fremden unsere Stadt verließen“. (477)

Die Kombination aus Zorn von ihrer und Eifersucht und Gewalt von seiner Seite nennt Carsten, der wie viele Storm-Protagonisten protestantisch erzogen ist, die „böse Lust“. (477; Hervorheb. M. B.) Und das Böse dieser – ja auch von einem französischen *Teufel* ausgehenden – Lust, begleitet ihn als Erinnerung sein ganzes Leben. Wenn sein Sohn wieder fehlt, glaubt auch Carsten, er habe „eine böse Tat“ begangen. (497; Hervorhebung M. B.) „Man hätte glauben können“, heißt es an einer anderen Stelle, „der alte Carsten habe sich noch in seinen hohen Jahren ein böses Gewissen zugelegt“. (493; Hervorhebung M. B.)

Dass Heinrich mit „böser Lust“ gezeugt wurde, ist die performative Verdoppelung eines hereditären Aktes: Carsten gibt nicht nur seine, wenn auch nur in ganz bestimmten Augenblicken vorhandene, böse Lust an seinen Sohn weiter, sondern *durch eben diese*. Aus dieser Perspektive wird Heinrich selbst zu einem großen Teil entschuldigt: Es ist Carstens Tat, die sich in der darauffolgenden Generation, wenn auch potenziert, wiederholt und dort auch – siehe die Formulierung „wir büßen Beide“ – bestraft wird.

Spätestens hier wird die theologische Grundlage des Ganzen sichtbar¹⁷: die Zehn Gebote in der Auslegung Luthers im Katechismus. In 2 Mose 20, 3–6 (bzw. 5 Mose 5, 9f.) heißt es:

Du solt kein andere Götter neben mir haben. [...] Bete sie nicht an vnd diene inen nicht, Denn ich, der *Herr* dein Gott, bin ein eueriger Gott, Der da heimsucht der Veter missethat an den Kindern, bis in das dritte vnd vierde Glied, die mich hassen. Vnd thu Barmhertzigkeit an vielen Tauseten, die mich lieb haben, vnd meine Gebot halten.¹⁸

Zwar bezieht sich die Androhung Gottes, seinen Zorn bis ins dritte und vierte Geschlecht des Sünders auszuagieren, eigentlich nur auf das erste der Zehn Gebote (in der lutherischen Zählung), nämlich auf die Forderung, keine anderen Götter neben dem einen zu haben. Sie gilt aber, wie Luther im „Großen Katechismus“ ausführt, auch „auff alle gepot“¹⁹, die in dem Hauptgebot sozusagen in nuce schon enthalten sind. Der Zorn geht, entsprechend Luthers Interpretation, im Übrigen nur deswegen in die dritte oder vierte Generation, weil dann das Geschlecht „durch und durch ausgerottet“ sein wird.²⁰ In Bezug auf Carstens Sohn scheint der alttestamentlich-protestantische Gott sein zorniges Ziel zwar schon wesentlich schneller zu erreichen, nämlich in der zweiten Generation; es ist aber nicht auszuschließen, dass sich der Zorn schon bei erwähntem Großvater oder Vater Carstens entzündet hat (der den Familienstammbaum wie gesagt ‚geprofft‘ hat; s.o.), sodass die Zählung doch ihre Richtigkeit hätte.

Nun hat Carsten im eigentlichen Sinne des Wortes keines der Zehn Gebote gebrochen. Wenn überhaupt, dann nur im Modus des Imaginären und Negativen, nämlich dadurch, dass ihn seine Frau durch ihren anscheinend intendierten Ehebruch zur eigenen Lust angeregt hat; eine Lust, die Carsten nicht mehr als eheliche Sexualität anerkennen konnte. Das ist in diesem alttestamentlichen Szenario der Sündenfall, zu dem Carsten (resp. Adam) durch Juliane (resp. Eva) verführt wird und der Gott so zornig macht, dass er diese Verfehlungen noch in den darauffolgenden Generationen ahndet.

An dieser Stelle wird deutlich, dass – historisch gesehen alles andere als ein Zufall²¹ – der medizinische Gedanke der Degenereszenz und der theologische des Bruchs der zehn Gebote vollständig übereinkommen: In beiden Fällen endet die Geschichte notwendigerweise mit dem Tod des letzten Mitglieds einer Generationenfolge, einmal als Folge nervlicher, das andere Mal als Folge moralischer Verfehlungen in der ersten. In Carstens Falle freilich verdoppelt Gott seinen zornigen Einsatz sogar, indem er die Familie nicht nur finanziell und biologisch von selbst zu Grunde gehen lässt, sondern zusätzlich, sozusagen okkasionell, ins Geschehen eingreift und den Protagonisten seinem

¹⁷ Vgl. Vf.: Fluch der dritten und vierten Generation. Neurasthenie, Vererbung und göttlicher Zorn in Theodor Storms „Der Schimmelreiter“, in: Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur, hg. v. dems., Caroline Pross u. Klaus Müller-Wille, Freiburg 2010. S. 73–102.

¹⁸ Martin Luther: Die Deutsche Bibel, in: Ders.: Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. III/8, Weimar 1972, S. 260. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle WA (Weimarer Ausgabe) abgekürzt.

¹⁹ Ders.: Großer Katechismus, in: WA I/30.1, S. 137.

²⁰ Ebd.

²¹ Zu Morels theologischer Argumentationsstruktur, vgl. Annemarie Wettley: Zur Problemgeschichte der ‚dégénérescence‘, in: Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 43, 1959, S. 193–212, hier S. 194f.

Tod in der Sturmflut noch sicherer entgeführt.²² Soweit die degenerescente bzw. protestantische Lesart.

3. Ideal-Realismus

Durch die Anlehnung an die degenerescente Erzählstruktur handelt sich Storm, trotz seines theologischen Fundaments, ein unübersehbares Problem ein. Bekanntlich ist die Degeneration als literarisches Mittel durch den französischen Naturalismus besetzt. Man denke an Emile Zolas Rougon-Macquart-Zyklus, in dem die Degeneration von Anfang an als roter Faden verstanden wird, wie das Vorwort zum ersten Band des Zyklus, „La fortune des Rougon“ von 1871, verrät: „L'hérédité a ses lois, comme la pesanteur“.²³

Storm gehört aber dem bürgerlichen Realismus an, pflegt Kontakt mit vielen Autoren dieser literarischen Richtung und fühlt sich ihren, meistenteils impliziten, Gesetzen verpflichtet. Im Falle von „Carsten Curator“ hegen seine Kollegen jedoch den Verdacht, dass er es mit diesen Gesetzen nicht so genau genommen haben könnte: „Wo man [...] von Anfang schon den Brandgeruch des zerstörten Hauses und Glückes in der Nase trägt, – da vermag ich wenigstens mich durch keinen reinen ästhetischen Genuß täuschen zu lassen“²⁴, schreibt z.B. Wilhelm Jensen beinahe zornig an Storm.

Und damit hängt ein zweiter Vorwurf zusammen: Von Erich Schmidt bis Gottfried Keller wird Storm vorgeworfen, dass der Charakter von Carstens Sohn Heinrich ausnahmslos negativ gezeichnet sei und daher keine moralische Entwicklungsmöglichkeiten zum Positiven besitze.²⁵

Beides, die vorhersehbare degenerative Logik der Novelle und der entwicklungslose schlechte Charakter Heinrichs, widerspricht deswegen den Gesetzen des poetischen Realismus, da dieser in der „Wirklichkeit“ immer auch die „positive Seite“²⁶ aufsuchen bzw. „Unordnung“, „blinde[n] Zufall und gesetzlose Willkür“ durch das „Ideal“²⁷ ordnen und verklären muss bzw. möchte. Und diesen Vorgaben, so die Kritik, ist Storm mit seiner degenerativen Logik und dem einseitigen Charakter Heinrichs nicht gefolgt.

²² Ähnliches findet sich im „Schimmelreiter“ und in „Grieshuus“. Vgl. zu diesem zweifachen Ausdruck göttlichen Zorns auch Vf. [Anm. 17].

²³ Émile Zola: La fortune des Rougon, in: Ders.: Les Rougon-Macquart. Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire. Edition intégrale, hg. v. Armand Lanoux u. Henri Mitterand, Bd. I, Paris 1960, S. 3.

²⁴ Wilhelm Jensen: Brief an Theodor Storm 13. 4. 1878. (955)

²⁵ Gottfried Keller: Brief an Theodor Storm, 15. 11. 1878: „Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch poetischen Geschichte, wie es die Ihrigen sind; allein dem rechtschaffenen Curator war nicht anders beizukommen“ (954f.); Erich Schmidt: Brief an Theodor Storm, 21. 9. 1877: „Heinrich ist der pure leichtsinnige Lump. Daß von seiner weiblichen Schönheit die Rede ist, mildert den durchaus abstoßenden Eindruck nicht, den er auf uns macht. Dadurch wird das Ganze immer *peinlicher*“. (955, Hervorhebung im Orig.)

²⁶ Julian Schmidt: Der neueste englische Roman und das Prinzip des Realismus (1856), zitiert nach einem Auszug mit dem Titel „Der moderne Realismus“ in: Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung, hg. v. Gerhard Plumpe, Stuttgart 1985, S. 118.

²⁷ Emil Homberger: Der realistische Roman (1870), zitiert nach einem Auszug mit dem Titel „Die Aporien des Realismus“, in: Ebd., S. 155.

Storm pflichtet seinen Kritikern sogar bei, wenn er schreibt, dass er in der in Frage stehenden Novelle nur die „häßliche Wirklichkeit“²⁸ und nicht deren ideale Verklärung dargestellt habe. Es ist allerdings schon bemerkt worden, dass Storms Selbstvorwurf in diesem Falle eine suadahafte Eigendynamik bekommt, die nicht mehr durch die Sache selbst gedeckt ist.²⁹ Insofern beweist Storms Äußerung lediglich, dass auch „Carsten Curator“ in Auseinandersetzung mit diesen Gesetzen entstanden ist, nicht aber notwendigerweise, dass sie missachtet wurden.

Die realistischen Kritiker haben nämlich ein entscheidendes Element der Novelle übersehen: das Ende; dort findet sehr wohl eine von den Realisten geforderte Entwicklung zum Idealen statt. Zwar ist das Familienvermögen verspielt und Heinrich tot; wer aber lebt, ist Heinrichs und Annas Sohn, der – was wie gesagt entscheidend ist – erst nach Aufnahme der Trunksucht seines Vaters gezeugt wurde. Und dieses Kind ist nicht, wie Morel es für die dritte Generationsstufe ‚vorausgesagt‘ hatte (und wie es Storm im „Schimmelreiter“ nebenbei gesagt nachsprechen wird), schwachsinnig oder noch verkommener als sein Vater.³⁰ Ganz im Gegenteil: Es wird nur positiv, ja sogar äußerst positiv von ihm (und seinen Erbanlagen) gesprochen.

Annas Sohn wird, das muss man dazu sagen, auf den Namen seines Vaters getauft, heißt also ebenfalls Heinrich, was wohl ursprünglich – also als die Katastrophe noch nicht absehbar war – als positiv gemeinte Fortsetzung der durch Heinrich gestifteten Familientradition gemeint war. Jetzt aber, da sich der alttestamentlich-protestantische Gott abregiert hat, verändert die Namensgleichheit ihre Funktion.

Der kleine Heinrich ist nun so etwas wie der bessere Heinrich, erfüllt also all die hereditären Hoffnungen, die man angesichts der sonstigen Erbanlagen der Familie Carstens durchaus auch bei seinem direkten Vorfahren, Heinrich d. Ä., hätte hegen können. Heinrich d. J. gleicht nämlich anscheinend nicht seinem Vater; vielmehr haben sich sein Großvater Carsten und seine Mutter Anna hereditär durchgesetzt, alles natürlich aus der Perspektive des Carsten zugeneigten Erzählers beschrieben:

Für den Greis [Carsten] aber bildete es eine täglich wiederkehrende Lust, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz seines Enkels aufzusuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!“ pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Gesicht!“ Dann nickte Anna und sagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen“.

Wenn man seinen Blick nicht nur, wie die stormschen Kritiker, auf das Familienvermögen, sondern auch auf die biologische Erbmasse richtet, findet man hier eine eindeutige Widerlegung des Naturalismus-Vorwurfs. Genauer gesagt wird dieser Vorwurf als Spiel mit der Lesererwartung in die Geschichte integriert: Bis kurz vor Ende der Novelle wirkt die Curator-Familie in der Tat einem vorhersehbaren „*progès d'un*

²⁸ Theodor Storm: Brief an Gottfried Keller, 27. 2. 1878. (956)

²⁹ Vgl. hierzu den Kommentar von Laage. (Ebd.)

³⁰ Morel [Anm. 15], S. 516: „Dans la génération qui suit, les dispositions à la folie seront pour ainsi dire innées“.

mal³¹ unterworfen. Dann aber, mit dem positiven Ende, sieht man, dass sie doch einem „Ideal-Realismus“³² verpflichtet ist, der die degenereszent scheinende Familien-Katastrophe zu einem, zumindest aus hereditärer Perspektive, guten Ende führt.

4. Annas Opfer

Diese idealistische Volte am Ende wird durch theologische und literarische Anspielungen gestützt. Ich beginne mit den theologischen. Es gibt nämlich Hinweise darauf, dass mit dem genannten versöhnlichen Schluss dem alttestamentlich-protestantischen Gott des Zorns der neutestamentliche Gott der Vergebung gegenübergestellt wird. Im bereits erwähnten „Großen Katechismus“ Luthers folgt auf die Auslegung der Zehn Gebote bekanntlich die des Glaubensbekenntnisses. Bei der Besprechung des „ander Artikel“ heißt es, dass der Mensch vom „Teuffel [...] ungehorsam, sunde, tod und alle unglück“ empfangen und sich so „zorn und ungnade“ von „Gott dem Vater“ zugezogen habe. „Da war kein rath, hülffe noch trost, bis das sich dieser einige und ewige Gottes son unsers iamers und elends aus grundloser güte erbarmete“, sich also Jesus Christus als Gottes Sohn „gantz und gar ausgeschüttet hat und nichts behalten, das er nicht uns gegeben habe“.³³

Vor diesem Hintergrund einer klaren Trennung zwischen dem alttestamentlichen Gott des Zorns und dem neutestamentlichen der Erlösung ist es sicher kein Zufall, dass auch Anna (man könnte in ihr eine Marien-Figuration sehen) sich „gantz und gar ausgeschüttet [...] und nichts behalten“ hat, sich also zur Erlösung, wenn nicht der Menschheit, dann der Familie Carsten entschlossen hat.

Anna wird – und das unterscheidet sie diametral von Juliane – nicht „durch ihr Blut der Ehe zugetrieben“ (480), kann also ohne mit der Wimper zu zucken den Heiratsantrag eines vielversprechenden und wohl auch solventen jungen Mannes ablehnen. Warum nimmt sie jedoch den von Heinrich an? Es sind moralische Gründe, die der Erzähler vorderhand nennt: Wie damals, als sich Heinrich umbringen wollte und Anna ihr eigenes materielles Erbe, das Carsten treuhänderisch verwaltete, zur Deckung von Heinrichs Schulden geben wollte, so handelt sie auch diesmal: Sie möchte mit ihren, wie sie sagt, „dummen Taler[n]“ (500) dazu beitragen, dass Heinrich seine letzte Chance auf eine bürgerliche Zukunft, gemeint ist das Geschäft in Husum, nützt.

³¹ Bénédict Auguste Morel: *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés maladives*, Paris, London, New York 1857, S. 316. Vgl. hierzu die instruktiven Ausführungen von Ursula Link-Heer: *Le mal a marché trop vite. Fortschritts- und Dekadenzbewußtsein im Spiegel des Nervositäts-Syndroms*, in: *Fortschrittsglaube und Dekadenzbewußtsein im Europa des 19. Jahrhunderts. Literatur – Kunst – Kulturgeschichte*, hg. v. Wolfgang Drost, Heidelberg 1986, S. 45–68, hier: S. 52–54. Vgl. zu Morels Werk allgemein, Roelcke [Anm. 11], S. 83–88, und Daniel Pick: *Faces of Degeneration. A European Disorder*, Cambridge 1989, S. 44–50.

³² Max Schasler: *Ästhetik als Philosophie des Schönen und der Kunst* (1872), zitiert nach einem Auszug mit dem Titel „Ideal-Realismus“ in: Plumpe [Anm. 26], S. 89. Vgl. zu diesem Begriff allgemein Sabina Becker: *Bürgerlicher Realismus. Literatur und Kultur im bürgerlichen Zeitalter 1848–1900*, Tübingen, Basel 2003, S. 102.

³³ WA I/30.1, S. 185f.

Sie bringt also, wie es Carsten formuliert, ein – und das scheint mir ein weiterer Baustein für die christologische Lesart zu sein – „Opfer“. (504)³⁴ Da ihr Pflegevater, der durch dieses (sein Pflegekind ruinierendes) Opfer in „Versuchung“ (500) geführt wird, ihr Geld für seinen Sohn ohne Ehe nicht nehmen will, muss sie ihr Leben auch gleich mit in die Waagschale werfen und dessen Heiratsantrag annehmen. Genauso sieht es auch Heinrich: „Wenn du bei mir bleiben willst, du, Anna, mein ganzes Leben lang, dann werde ich gut sein, dann wird Alles gut werden“. (504)

Anna selbst ist sich dieser aufopferungsvollen Ausgleichsfunktion in der Ehe durchaus bewusst: „Ich bin anders als du, als deine Mutter; *aber darum eben* bin ich dein und bin bei dir“ (509; Hervorhebung M. B.), sagt sie zu ihrem Mann anlässlich der sich häufenden Ehekrisen. Es ist also ihre – moralisch zu verstehende – vollkommene Andersheit, die sie diese Ehe eingehen lässt; einzig und allein mit dem Ziel, Heinrich mit ihren hohen charakterlichen Qualitäten auf den richtigen Weg zu bringen oder zumindest zu neutralisieren.

Freilich kann sie dieses Ziel in Bezug auf ihren Mann, der wie gesagt moralisch keine Entwicklungsfähigkeit besitzt, nicht erreichen, wohl aber, durch Einsatz ihrer Erbanlagen, für ihren Sohn – und diese erlösende Funktion sieht man ihr, zumindest wenn man lutherisch erzogen ist, an: „Sie war völlig verblüht, nur ihr schönes blondes Haar hatte sie noch behalten; aber eine geistige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die sie früher nicht besessen hatte“. (521)

Anna hat sich also geopfert, sozusagen in einer auf sich selbst bezogenen Interpretation eines weiteren Satzes von Luther, der in obgenanntem Katechismus die Opfer-Funktion Christi so beschreibt, dass „er für mich [...] bezalet, was ich verschuldet habe, nicht mit sylber noch gold sondern mit seinem eigenen tewren blut“.³⁵ In diesem „tewren blut“ Annas sind ganz materiell, d.h. gemäß der auf Aristoteles zurückzuführenden³⁶, im 19. Jahrhundert noch gängigen Erbtheorie, ihre guten Erbanlagen enthalten. Mit ihnen bezahlt sie, um unter Dreingabe ihres eigenen Glückes einen psychisch und moralisch standfesten Sohn zu erzeugen.

Man muss in Bezug auf dieses genetische Opfer sagen, dass Annas früh verstorbener Vater ein „entfernter Verwandter“ (461) von Carsten war. Diese Verwandtschaft lässt sich an dem harmonischen Verhältnis der beiden und an der Übereinstimmung ihrer guten Charakterzüge ablesen. Dass die beiden „entfernt“ verwandt sind, besagt landläufig, dass Anna mindestens eine Nichte zweiten Grades von Carsten ist, d.h. dass der gemeinsame direkte Vorfahre der beiden entweder Carstens Großvater (Annas Urgroßvater) oder aber, wahrscheinlicher, Carstens Urgroßvater (Annas Ururgroßvater) ist.

Wenn man nun davon ausgeht, dass die Degenereszenz bei Carsten zum ersten Mal sichtbare Züge annimmt, latent aber schon bei seinem Vater, vielleicht sogar seinem

³⁴ Vgl. hierzu auch, freilich in einem anderen Kontext David Jackson: *Frauenopfer und Frauenverrat. Theodor Storms Novelle „Carsten Curator“*, in: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 48, 1999, S. 43–56, hier S. 51, der sich wiederum auf Karl Ernst Laage: *Die Schuld des Vaters in Theodor Storms Novelle „Carsten Curator“*, in: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 44, 1995, S. 7–22, hier S. 15–17, und auf ders. 1997 [Anm. 3], hier S. 9, bezieht.

³⁵ WA I/30.1, S. 187.

³⁶ Vgl. Aristoteles: *De Generatione animalium* 726b.

Großvater vorhanden ist, dann wird deutlich, dass Annas entfernte Verwandtschaft nichts weniger als eine hereditäre Rettung darstellt, da sie von einem Strang der Großfamilie abstammt, der zwar die guten Charaktereigenschaften besitzt, wie sie auch Carsten eignen, höchstwahrscheinlich aber noch nicht mit der Degenereszenz in Berührung gekommen ist.

Während Carsten nun in der Zeugung seines Sohns Heinrich d. Ä. die guten Erbanlagen seiner Familie nicht einbringen konnte, sondern nur die verborgenen schlechten, kann die ihm charakterlich ähnliche, aber zum Glück nicht degenereszenzgefährdete Anna dies bei der Zeugung von Heinrich d. J. sozusagen nachträglich korrigieren. Hier wird also, um noch einmal die Metaphorik des Familien(stamm)baums aufzunehmen, eine erneute Pfropfung, ein erneuter Eingriff in die natürliche Erbfolge vorgenommen, der das Bisherige rückgängig macht.

Wollte man Carstens Theorie von Annas Opfer untermauern, dann müsste man auf einen literarischen Rekurs verweisen, der in Storms Novelle angelegt ist. Vor Anna hat sich nämlich schon einmal eine „reine maget“, die „vollen manbaere/und des willen waere,/daz si den töt“ oder zumindest den Verlust ihrer Jugend wegen eines Herren „lite“ (V. 460, VV. 447-449)³⁷, für einen Heinrich geopfert, nämlich die Meierstochter aus Hartmann von der Aue „Armen Heinrich“. In beiden Fällen, wenn auch in anderen Kontexten, ist die Form des Opfers sehr ähnlich: „von ir herzen daz bluot“. (V. 451)

Und in beiden Fällen hat das Opfer etwas mit „triuwe“ (V. 1001) und Heirat zu tun: Bei Hartmann entscheidet sich die reine Magd nicht zuletzt wegen ihrer Funktion als imaginärer „gemahel“ (V. 341) für das Opfer; eine Funktion, die später ja auch in eine „êliche hîrât“ (V. 1453) überführt wird.

Bei Storm sind die literarischen Requisiten freilich etwas anders verteilt: Die „siechheit“ (V. 410), also den Aussatz, hat in diesem Falle nicht Heinrich, nicht Carsten, sondern dessen Bruder, der wie gesagt an den „Blattern“ (470) gestorben ist. Und auch Hartmanns restlicher Heinrich ist bei Storm *auf zwei Heinriche* verteilt worden: auf den älteren und den jüngeren, also Vater und Sohn. Der ältere hat, wenn man so will, einen inneren Aussatz, nämlich die oben erwähnten schlechten Erbeigenschaften (auch hier als Ausdruck des Zorns oder der „râche“ [V. 409] Gottes für begangene „vrevet“ [V. 391]). Der jüngere Heinrich schließlich figuriert als der – am Schluss von Hartmanns Text – durch das, zum Glück lediglich intendierte, Blut-Opfer erlöste („erlösen“; V. 411) und dadurch verjüngte Heinrich („als von zweinzic jâren“; V. 1377). Er löst natürlich – und auch das stimmt mit Storm überein – durch die Liebe des „heilic Krist“. (V. 1365)

Das intertextuelle Spiel mit Hartmanns „Armen Heinrich“ bringt das hereditäre Paradigma von Storms Novelle auf den Punkt: Statt die moralische Entwicklung *eines Menschen* zu schildern, wird die moralische Entwicklung *in einer generativen* Folge dargestellt. Damit wird dem scheinbaren Determinismus von Heinrichs Unfähigkeit zur moralischen Entwicklung eine genetische Zuversicht bezüglich der Eingriffsmöglich-

³⁷ Ich zitiere mit Versangaben direkt im Text nach der Ausgabe Hartmann von Aue: Der Arme Heinrich, hg. v. Hermann Paul u. Gesa Bonath, Tübingen 1984.

keiten des Menschen in den ‚progrès d'un mal‘ gegenübergestellt. Daraus erhellt, dass Storm nur dem Buchstaben, nicht aber dem Geist nach das realistische Gesetz durchbrochen hat, dass jedem literarischen Charakter eine Entwicklungsfähigkeit zum Guten zugesprochen werden muss. Es gibt auch bei Heinrich eine solche Entwicklung, vorausgesetzt man berücksichtigt *beide* Träger dieses Namens und ihre Erbfolge.

5. Darwin: der schöne Schmarotzer

Die oben rekonstruierte Opfer-Theorie ist jedoch nicht das letzte Wort in Sachen Naturalismus-Vorwurf. Die Novelle setzt sich nämlich kalkulierte, d.h. durch nicht zu übersehende Hinweise, ein zweites Mal diesem Verdacht aus, indem sie das idealistische Moment des Opfers, das wie gesagt in erster Instanz die Antwort auf den Degenereszenz-Vorwurf darstellte, durch ein weiteres Biologicum infrage stellt.

Bei genauem Hinsehen fühlt sich Anna nämlich nicht nur moralisch zu Heinrich hingezogen: Immer wieder betrachtet sie – auch darauf weist der Erzähler hin – „verstohlen das Gesicht ihres Jugendgespielen“ (490) und wird bei seinen Komplimenten „fast verlegen“ (491), später sogar „blutrot [...] bis in ihr blondes Stirnhaar hinauf“. (492) Wenn jemand so, also im wahrsten Sinne des Wortes, über beide Ohren verliebt ist, dann sind, so muss man als Leser schließen, bei den daraus entspringenden Handlungen auch biologische Gründe im Spiel. In diesem Falle steckt sogar eine ganze Theorie dahinter, nämlich die von Charles Darwin.³⁸

Man muss dazu sagen, dass Storm seine Novellen sehr häufig in populärwissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht hat, insbesondere (wie in diesem Falle) in „Westermann's Illustrierten Deutschen Monatsheften“ und in der „Deutschen Rundschau“. Meinungsführer bei diesen Zeitschriften sind Karl Vogt und Ernst Haeckel, beides bekennende Darwinianer. In den genannten Zeitschriften finden sich demzufolge vor, hinter und zwischen den realistischen Novellen außergewöhnlich viele Artikel zum Thema Evolution. Storm konnte also, allein aus der Publikationssituation seiner (und anderer realistischer) Novellen heraus, gar nicht anders, als diese neue biologische Theorierichtung zur Kenntnis zu nehmen.³⁹ Insofern verwundert es nicht, dass auch in „Carsten Curator“ wie selbstverständlich zwei darwinsche bzw. darwinistische Theorien zitiert werden.

In einer, freilich für den Druck gestrichenen, Stelle heißt es von Carsten und seiner Reflexion über sein Verhältnis zu seinem Sohn:

Nicht, daß es nicht mehr war wie damals, das lag im Laufe der Natur; aber Eines war jetzt da, ein Furchtbares, das früher nicht gewesen war; ihm war, als griffe aus dem Dunkel etwas nach ihm, um ihn zu ersticken, als es plötzlich vor ihm stand. Alles, was er sich erworben und erhalten hatte, und nicht das allein, sein Schlaf, seine Gedanken – es war das Alles nicht mehr sein! Sein ganzes Leben – nicht er war es mehr, es war ein Anderer, der es lebte; ein Mensch, der durch ihn entstanden war, in dessen Hand es lag, wie der Spielball in der Hand des gedankenlosen Kindes; und doch – für den er es hingeben würde, wenn dessen Leben dadurch Frieden finden konnte. Ein unseliger Kreis, aus welchem kein Entrinnen.⁴⁰

³⁸ Vgl. Regina Fasold: Theodor Storms Verständnis von „Vererbung“ im Kontext des Darwinismus-Diskurses seiner Zeit, in: Eversberg [Anm. 3], S. 47–58.

³⁹ Vgl. ebd., S. 51f.

⁴⁰ Zit. nach Laage [Anm. 3], S. 7.

Dieser Satz wird später für die Druckfassung so zusammengezogen: „Damals hatte er sein Leben selbst gelebt; jetzt tat ein Anderer das; er hatte nichts mehr, das ihm selbst gehörte – – keine Gedanken – – keinen Schlaf –“. (501)

In der gestrichenen Passage wird Heinrich – und zwar in seiner Eigenschaft als Nachkomme von Carsten – als ein Feind und Mörder seines Vaters geschildert. Der Grund liegt darin, dass er sich anstelle Carstens in dessen eigenes Leben parasitär eingenistet hat – und zwar soweit, dass man gar nicht mehr unterscheiden kann, um wessen Leben es sich eigentlich handelt.⁴¹ Dieser letzte Gedanke wird am Ende noch einmal, nun auch in der veröffentlichten Fassung, wiederholt: „Und so geht es fort in den Geschlechtern: die Hoffnung wächst mit jedem Menschen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Bissen seinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingibt, das von demselben bald nicht mehr zu lösen ist“. (521)

Es ist bereits nachgewiesen worden⁴², dass Storm in dieser Passage die Gedanken aus einem viel beachteten Artikel des erwähnten Darwinianers Vogt, ebenfalls aus „Westermann's Illustrierten Deutsche Monatsheften“, wiedergibt: „Schmarotzer im Thierreiche“. Der „Schmarotzer“ wird bei Vogt als „ein Thier“ definiert,

das sich auf Kosten der Substanz eines anderen zu ernähren strebt; aber dieses Raubthier ist zu schwach, um seine Beute im offenen Kampfe [...] sich zu eigen zu machen, und es sucht deshalb Angriffspunkte aus, wo das andere Thier sich seiner nicht entledigen kann. Mit diesem Angriffe auf die Substanz des Wirthes ist aber zugleich das Bestreben verbunden, Schutz nach außen zu finden – und wo wäre dies leichter, als in dem Körper des Wirthes selbst, der dadurch, daß er sich den Feinden und schädlichen Einflüssen zu entziehen sucht, zugleich seinen Insassen vor Unbilden schützt und wahrlich nicht im eigenen Fleische wühlt, um den Schutz und Nahrung suchenden Schmarotzer anzugreifen.⁴³

Der Clou von Vogts Theorie besteht darin, zu behaupten, dass es verschiedene Formen des „Kampfes um das Leben in der Concurrrenz“ im Sinne „Darwin[s]“ und der durch ihn „angespornte[n] Naturwissenschaft“⁴⁴ gibt: den „offenen Kampf“ und den Kampf von hinterrücks bzw. von innen. Der Schmarotzer gehört zur letzten Kategorie, da er den Weg des geringsten Widerstands wählt und dort kämpft, wo er selbst nicht angegriffen werden kann.

Vogt legt, wenn er Wirt und Schmarotzer vergleicht, eine deutliche Wertung an den Tag:

Das Schmarotzertum mit seinen Folgen zeigt deutlich, daß Anpassung und Vererbung, diese beiden Grundsäulen der Darwin'schen Lehre, nicht nothwendig zur Vervollkommnung der Organisation führen müssen, sondern häufig sogar das Gegenteil zu Wege bringen müssen.

Und weiter: „So verkümmert er [der Schmarotzer] durch Anpassung an niedrigere Verhältnisse und sinkt auf eine Stufe zurück, die weit unter der Staffel liegt, von welcher er ursprünglich ausging“.⁴⁵

⁴¹ Vgl. zur Gleichzeitigkeit von Wirt und Gast im Parasiten-Verhältnis die Ausführungen von Michel Serres: *Der Parasit*, übers. v. Michael Bischoff, Frankfurt/Main 1987, S. 31–33.

⁴² Vgl. Fasold [Anm. 38], S. 52f.

⁴³ Karl Voigt: *Schmarotzer im Thierreiche*, in: Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte, 37, 1874f, S. 32–45; S. 159–170, hier: S. 36.

⁴⁴ Ebd., S. 32.

⁴⁵ Ebd., S. 169.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Differenzen zwischen Vogts latent teleologischer und Darwins eigener Lehre einzugehen. Zu fragen ist vielmehr, wie Storm Vererbung und Schmarotzertum im Sinne Vogts ineinssetzen kann: Wieso ist Heinrich nicht nur Nachkomme, sondern auch Schmarotzer von Carsten? Unter finanziellen Gesichtspunkten ist die Antwort schnell gegeben: Heinrich verbraucht das Familienvermögen, das er sich nicht erarbeitet hat. Aber die beiden Stellen zielen ja eigentlich ins Biologische; und in diesem Falle ist eine Antwort schwieriger.

Ein erster Punkt wurde in der Forschung bereits genannt: Über das Zitat der Schmarotzer-Theorie Vogts können die Eigenschaften von Carsten und seinem Sohn gegeneinander ausdifferenziert werden: Der eine, Carsten, strebt in Richtung der „Vervollkommnung der Organisation“, der andere, Heinrich d. Ä., befindet sich auf der Stufe „niederer Verhältnisse“. Das passt mit der degenerativen Spur im Text zusammen, die ich oben rekonstruiert habe.⁴⁶

Etwas anderes an der Gleichsetzung von Heinrich mit einem Schmarotzer scheint mir jedoch noch wichtiger zu sein: Nach Vogt handelt es sich bei Schmarotzern – und diesen Gedanken greift Storm explizit in der gestrichenen Stelle auf – um Feinde im Kampf ums Dasein, während die eigenen „Nachkommen“ („offspring“) nach Darwin, diametral entgegengesetzt dazu, geschützt werden, weil sich das „Individuum“ („individual“) in ihnen reproduziert.⁴⁷ Die Schmarotzer werden zwar auch geschützt, aber nur weil das Wirt-Individuum nicht anders kann. Und genau darauf zielen meiner Ansicht nach die zwei Vogt-Paraphrasen bei Storm ab: Im besonderen Falle von Carsten und Heinrich handelt es sich nur scheinbar um den Schutz des Nachkommens zum Zwecke der Reproduktion der *eigenen* Eigenschaften, sondern vielmehr um einen erzwungenen Schutz, der in Wirklichkeit einen rivalisierenden Kampf zweier Träger *verschiedener* Eigenschaften darstellt: Carsten mit seinen guten gegen Heinrich mit seinen schlechten Erbanlagen. Am Ende, wenn sich herausstellt, dass Heinrich d. J., wie oben erwähnt, seinem Großvater und seiner Mutter, nicht aber seinem Vater ähnlich sieht, wird Carsten diesen Kampf gewonnen haben, aber bis dahin ist es noch ein weiter Weg.

Man muss dazu sagen, dass die hier infrage stehende Schmarotzer-Theorie auf der Basis von „On the Origin of Species“ (ED 1859) – „Die Entstehung der Arten“⁴⁸ – zu verstehen ist: Vogt geht von der „natürlichen Zuchtwahl“⁴⁹ („natural selection“) aus, also der Vorstellung, dass das Individuum, wenn es sich erfolgreich fortpflanzen will, Anpassungsleistungen erzielen muss, die ihm und seinen Nachkommen im „Kampf ums Dasein“⁵⁰ („struggle for life“) hilfreich sind. Und wenn man diesen Kampf auch für Storms Novelle unterstellt, dann ist es nicht erstaunlich, dass Heinrich als Schmarotzer

⁴⁶ Vgl. Fasold [Anm. 38], S. 53f.

⁴⁷ Charles Darwin: *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*, übers. v. Carl W. Neumann, Hamburg 2004 (= ND der Ausgabe Stuttgart 1963), S. 100; vgl. ders.: *On the Origin of Species*, in: Ders.: *Works*, hg. v. Paul Barrett, Bd. XV, New York 2010, S. 46.

⁴⁸ Darwin: *Die Entstehung* [Anm. 47], S. 100; vgl. ders.: *The Origin*, *Works* [Anm. 47], Bd. XV, S. 45.

⁴⁹ Ders.: *Die Entstehung* [Anm. 47], S. 98; vgl. ders.: *The Origin*, *Works* [Anm. 47], Bd. XV, S. 45.

⁵⁰ Ders.: *Die Entstehung* [Anm. 47], S. 99; vgl. ders.: *The Origin*, *Works* [Anm. 47], Bd. XV, S. 46.

bezeichnet wird: Er, der er ein moralischer Egoist ist, weder sich noch seine Familie ernähren kann und zudem zum Alkoholismus neigt, hat für sich genommen extrem schlechte Voraussetzungen, um sich zu erhalten und weiter fortzupflanzen. Wenn er es doch will, muss er zu einer evolutionären List greifen.

Und die besteht darin – und das ist bei Storm die äußere Entsprechung des Schmarotzertums (und ein kühner Mix zweier darwinscher bzw. darwinistischer Theorien zugleich) –, dass Heinrich wie seine Mutter Juliane ein wunderschöner Mensch ist. Dies gilt nicht nur, wie oben bereits dargelegt, für ihn als Kind und Jugendlichen, sondern auch und besonders als jungen Mann, zumal er jetzt seiner Schönheit auch durch Kulturtechniken nachhelfen kann: Heinrich ist, heißt es zum Zeitpunkt seiner Werbung um Anna, ein „schöner Mann“ mit einem „stattlichen Backenbarte“ (487), der sich im in Hamburg zugelegten „modischen Rock“ (488) ganz vorzüglich ausmacht.

Heinrichs gutes Aussehen ist ein entscheidendes Plus im Kampf ums Dasein, zumindest wenn man Darwins jüngeres Hauptwerk, „The Descent of Man“ (ED 1871) – „Die Abstammung des Menschen“ – hinzuzieht. Darwin argumentiert hier, dass für das Überleben nicht mehr allein die „natürliche Zuchtwahl“ oder „natural selection“⁵¹, sondern die „geschlechtliche Zuchtwahl“ oder „sexual selection“⁵² von höchster Bedeutung sei. Gemäß dieser Vorgabe muss das Individuum nicht mehr ausschließlich selbst Anpassungsleistungen aufweisen, die ihm und seinen Nachkommen für das Überleben hilfreich sind, sondern auch und vor allem eine „Überlegenheit“⁵³ („advantage“) gegenüber den eigenen Geschlechtsgenossen besitzen, um als erster oder einziger an Sexualpartner mit diesen Leistungen heranzukommen. Aus diesem Grunde kommt Darwin zu dem Schluss, dass es „unmöglich“ sei, „zwischen den Wirkungen der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl“⁵⁴ zu unterscheiden („impossible to distinguish between the effects of Natural and Sexual Selection“).

Eine der Möglichkeiten, um qua sexueller Zuchtwahl in der natürlichen Zuchtwahl zu reüssieren, ist für Darwin die „Schönheit“⁵⁵ („beauty“), die sich, wie er in Anlehnung an Alexander von Humboldt schreibt⁵⁶, durchaus mit künstlicher Verschönerung vereinigen darf. Genau wie Heinrich, der wie gesagt nicht nur gut aussieht, sondern diese natürliche Schönheit durch die in Hamburg erworbene urbane Investitur plus den bei

⁵¹ Ders.: Die Entstehung [Anm. 47], S. 100; vgl. ders.: The Origin, Works [Anm. 47], Bd. XV, S. 45.

⁵² Ders.: Die Abstammung des Menschen, übers. v. Paul Seliger, Paderborn 2005, S. 233; ders.: The Descent of Man, Works [Anm. 47], Bd. XXII, S. 215.

⁵³ Ders.: Die Abstammung [Anm. 52], S. 236; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, S. 218.

⁵⁴ Ders.: Die Abstammung [Anm. 52], S. 237; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, S. 218.

⁵⁵ Ders.: Die Abstammung [Anm. 52], S. 653; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, 600. Vgl. hierzu Wilfried Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/Main 2003, S. 198.

⁵⁶ Humboldt schreibt in der englischen Fassung, die Darwin benutzt: „It appears to me probable, as I have already hinted above, that the preference given by the Americans to red colour is generally founded on the tendency, which nations feel to attribute the idea of beauty to whatever characterizes their national physiognomy“ (Alexander von Humboldt, Aimé de Bonpland: Personal narrative of travels to the equinoctial regions of the new continent during the years 1799–1824, übers. v. Helen Maria Williams, Bd. IV, New York 1971, S. 518).

Darwin explizit erwähnten Bart⁵⁷ erhöht und damit den – bei Storm wiederum explizit erwähnten – Nebenbuhler (s.o.) aus dem Feld schlagen kann.

Wenn also das Überleben eines Lebewesens nicht mehr allein über die eigenen guten Eigenschaften, sondern auch und vor allem durch die Fähigkeit, Geschlechtspartner mit guten Eigenschaften anzuziehen, definiert wird, verbessert sich für außergewöhnlich schöne Menschen wie Juliane und ihren Sohn Heinrich, ganz unabhängig von ihrer sonstigen evolutionären Disposition, ihre *Position* im *Struggle for Life* erheblich: Sie können Individuen wie Carsten oder Anna zur gemeinsamen Fortpflanzung animieren, die viel bessere Eigenschaften haben als sie selbst, und profitieren – das ist das Schmarotzerhafte – davon bei den gemeinsamen Nachkommen.

Dem Zitat von Darwins Beauty-Theorie kommt somit die Funktion einer zweifachen Verneinung der in der Novelle exemplifizierten Theorien zu: Verneint wird erstens die Degenereszenz-Theorie mit dem Argument, dass sich Individuen mit evolutionärer List gegen ihren eigenen Verfall wehren können; verneint wird aber auch, zumindest vorläufig, die Vorstellung vom theologischen Opfer Annas: Wenn das so genannte Opfer nur das bewirkte, worauf die Natur von selbst zuläuft, dann handelte es sich lediglich um eine idealistische Illusion.

6. ‚Genetik‘: Die biologische Reformulierung des Opfers

In der Novelle wird noch ein zweites Argument von Darwin zitiert, das aus dem Bereich der Evolution zurück in den der Vererbung⁵⁸ führt. Carsten hat bisweilen – und zwar in den Momenten, da er von seiner eigenen Schuld absieht – die Hoffnung, dass sich die Erbanlagen Julianes bei seinem Sohne, wo sie ja unzweifelhaft vorhanden sind, sozusagen auswachsen und stattdessen seine eigenen (guten) zum Vorschein kommen könnten.

Bei der Feststellung, dass nach dem Eintritt in das Erwachsenenalter Heinrichs „Ähnlichkeit mit Juliane [...] zurückgetreten“ ist, erfüllt ein „freudiger Gedanke [...] das Herz des Vaters: was auch damals geschehen war, es war nur der Fehler eines in der *Entwicklung* begriffenen, noch knabenhaften Jünglings, wofür die Verantwortlichkeit dem jetzt vor ihm sitzenden Manne nicht mehr aufgebürdet werden konnte“. (489; Hervorhebung M. B.)

Carstens Hoffnung kann man, wenn man die Novelle poetologisch liest, als ein Spiel mit dem realistischen Dogma (bzw. mit der realistischen Leseerwartung) verstehen. Auch Carsten ist, so könnte man aus dieser Perspektive sagen, ein Ideal-Realist, sozusagen in eigener Sache, wenn er wie Storms Kritiker, beide freilich vergeblich, auf eine moralische Entwicklung bei seinem Sohn Heinrich hofft.

⁵⁷ Charles Darwin: Die Abstammung [Anm. 52], S. 633; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, 581.

⁵⁸ Zu diesem Unterschied und zu den Problemen von Darwins Hereditätskonzeption, gerade im Hinblick auf den Entwicklungsgedanken, vgl. Peter J. Bowler: The Mendelian Revolution. The Emergence of Hereditarian Concepts in Modern Science and Society, Cambridge 1989, S. 46–64. Vgl. hierzu auch François Jacob: Die Logik des Lebenden. Von der Urzeugung zum genetischen Code, übers. v. Jutta u. Klaus Scherrer, Frankfurt/Main 1972, S. 197–209.

Aber es gibt auch biologische Gründe, die diese Hoffnung nähren – und hier heißt das Stichwort ebenfalls „Entwicklung“. Charles Darwin unterscheidet in „The Descent of Man“ bei der Formulierung seiner zwei Vererbungsgesetze scharf zwischen der „Überlieferung“ („transmission“) und „Entwicklung von Besonderheiten“⁵⁹ („development of characters“). Hereditär überliefert, so Darwin, wird beinahe alles, z.B. auch die Geschlechtsmerkmale des jeweils anderen Geschlechtes (die das entstehende Lebewesen ja eines Tages bei seinen Kindern wieder weitergeben können muss), aber das Wenigste kommt zur Entwicklung.

Darwins Erbtheorie ist insofern eine Hoffnung für Carsten, weil jener behauptet, dass

Abänderungen, welche zuerst in einem von beiden Geschlechtern in einer späteren Lebenszeit auftreten, sich bei demselben Geschlechte zu entwickeln neigen, während Abänderungen, welche zeitig im Leben in einem der beiden Geschlechter zuerst auftreten, zu einer Entwicklung in beiden Geschlechtern neigen.⁶⁰ (Variations which first appear in either sex at a late period of life, tend to be developed in the same sex alone; whilst variations which first appear early in life in either sex tend to be developed in both sexes‘).

Damit ist besagt: Alle auftretenden Entwicklungen in jungen Jahren konnte Heinrich mit dem weiblichen Geschlecht – und also auch mit seiner Mutter – gemein haben. Alle jetzt, im Erwachsenen-Alter auftretenden Neuentwicklungen wären nicht mehr geschlechtsneutral, also auch nicht mehr mit den charakterlichen Merkmalen der Mutter identisch.

Carstens Hoffnung in Sachen Darwin ist auch deswegen berechtigt, weil sein Sohn Heinrich in jungen Jahren, wie oben ausgeführt, nicht nur die Schönheit seiner Mutter, sondern sogar die ihrem Geschlecht eignende Schönheit übernommen hatte (man hätte „das hübsche blasse Antlitz des Schlafenden für *das eines Weibes* halten können“; s.o.). Wenn also, wie Carsten hofft, Heinrich jetzt eine neue Entwicklung durchgemacht hätte, dann führte diese weg von den weiblich-mütterlichen Erbanlagen – hin zu den männlichen, also väterlichen, die zwar übertragen worden, aber bis jetzt noch nicht zur Entwicklung gekommen sind.

Bekanntlich trägt Carstens darwinistisch motivierte Hoffnung, Heinrich hat sich charakterlich gar nicht verändert – und das *obwohl* die „Ähnlichkeit mit Juliane“ eindeutig „zurückgetreten“ (s.o.) ist. Man fragt sich, welche Strategie in der Novelle verfolgt wird, wenn eine Theorie aufwändig und mit komplexen Implikaten zitiert, dann aber am entsprechenden Exempel widerlegt wird? Ich denke, der Grund liegt darin, dass ein Argument der Entwicklungs-Theorie für die Vererbungslogik im „Curator“ von äußerster Wichtigkeit ist, aber nicht in der Art, wie es Darwin selbst verwendet: Kritisch wird die (wie gesagt auch realistisch gedeckte) Vorstellung behandelt, dass sich Erbeigenschaften im Laufe eines Lebens entwickeln können. Positiv bewertet wird hingegen die bei Darwin ja implizit angenommene, aber nicht in den Vordergrund der Argumentation gestellte Vorstellung, dass sich die Erbeigenschaften, wenn nicht in der aktuellen, dann in der bzw. einer *folgenden* Generation entwickeln können.

⁵⁹ Charles Darwin: Die Abstammung [Anm. 52], S. 256; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, S. 235; Hervorheb. M. B.

⁶⁰ Ders.: Die Abstammung [Anm. 52], S. 262; vgl. ders.: The Descent, Works [Anm. 47], Bd. XXII, S. 241.

Diese letzte Theorie von der möglichen *Latenz* der Erbeigenschaften ist, wiewohl durch Darwin nur andeutungsweise gedeckt, für „Carsten Curator“ von äußerster Wichtigkeit, da sie bis ins Detail zu erklären ermöglicht, wie sich die schlechten und guten Erbeigenschaften auf drei Generationsebenen, der Carstens, der Annas und der Heinrichs d.J., verhalten können bzw. tatsächlich verhalten.

Gehen wir die Vererbungsgeschichte aus dieser genetischen Perspektive noch einmal durch: Warum grämt sich Carsten, wie oben ausgeführt, so sehr ob der Verfehlungen seines Sohnes? Warum nimmt er nicht die naheliegende Erklärung seiner Schwester an, dass Heinrich seine schlechten Charaktereigenschaften vollständig von Juliane geerbt hat? Die Antwort ist so einfach wie weitreichend: Carsten scheint anzunehmen, dass sich ein durch und durch guter Charakter bei seinem Sohne hätte hereditär durchsetzen müssen. Er schließt daraus, dass er ein solch ausschließlich guter Charakter nicht sein kann, dass also sein Sohn dessen schlechte Charaktereigenschaften auch von ihm, Carsten, geerbt haben muss. Daher seine Reflexionen über sein eigenes, ihm zuvor verdecktes Fehlverhalten.

Carsten kann die Vermutung, dass sich ausschließlich gute Charaktereigenschaften gegen ausschließlich schlechte Charaktereigenschaften durchsetzen, an seinem Enkel Heinrich d. J. bestätigt finden, denn dessen Mutter Anna verfügt ja tatsächlich über die ausschließliche Charakterstärke, die Carsten an sich vermisst, während Heinrich d. Ä. genauso ausschließlich schlecht ist wie seine Mutter (wie oben ausgeführt, wird in der ganzen Novelle kein gutes Wort über Heinrich d. Ä. und kein schlechtes über Anna fallen gelassen).

Was nämlich ist das Ergebnis der Fortpflanzung zweier Eltern, deren Charaktereigenschaften beim einen Teil *ausnahmslos* gut bzw. *ausnahmslos* schlecht sind? Heinrich d. J. schlägt überraschenderweise nur einem Elternteil, nämlich seiner Mutter, nach. Genauso wie es sich Carsten für sich selbst gewünscht hätte, haben sich also Annas *ausnahmslos* gute Eigenschaften durchgesetzt, während Heinrichs *ausnahmslos* böse oder schlechte Eigenschaften nicht in Erscheinung treten.

Nun gleicht der Junge – auch darauf wurde oben hingewiesen – jedoch nicht nur seiner Mutter Anna, sondern auch seinem Großvater Carsten. Und das nährt den Verdacht, dass Heinrich d. J. zwar die gleiche charakterliche Güte wie seine Mutter hat, aber nicht in deren Ausschließlichkeit. Vielmehr ist zu vermuten, dass Heinrich d. J., wie sein Großvater, nur beinahe vollkommen ist, dass also auch er unscheinbare oder verborgene Elemente besitzt, die sich nicht in das positive Charakterbild einfügen.

Bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass Storm mit diesem Modell, ohne Begrifflichkeit und selbstverständlich ohne Wissen, die ersten beiden Erbgesetze Mendels (die zu dieser Zeit bereits formuliert, aber der Welt unbekannt sind)⁶¹ in umgekehrter Reihenfolge mitentdeckt. Vorausgesetzt freilich, man akzeptiert mit hermeneutischer Großzüg-

⁶¹ Ich spreche deswegen von Mitentdeckung, da in der Forschung, freilich zunehmend kritisch, die These von der ‚unabhängigen Wiederentdeckung‘ der seit ihrer Veröffentlichung in Vergessenheit geratenen mendelschen Gesetze durch Carl Correns, Hugo De Vries und Erich von Tschermak um 1900 diskutiert wird. Vgl. hierzu Bowler [Anm. 58], S. 110–116, sowie Robin Marantz Henig: A Monk and two Peas. The Story of Gregor Mendel and the Discovery of Genetics, London 2000, S. 171–191.

gigkeit, wie es die Novelle vorgibt, gute und schlechte Charakter- als Erbeigenschaften (sowie eine leichte Tendenz zur Vermischung von latenten Erbeigenschaften und Unbewusstem, insbesondere bei Carsten).

Wenn man das akzeptiert, kann die gesamte Vererbungsgeschichte der Curator-Familie genetisch widerstandsfrei reformuliert werden (die nun folgende, zugegebenermaßen etwas technische, Darstellungsweise sei mir dabei im Vorhinein verziehen): So gesehen lässt sich nämlich festhalten, dass Anna mit ihrer charakterlichen Güte reinerbig oder homozygot ist – und dass diese Güte, wie man mit Mendels (heute Uniformitätsregel genannter) Theorie sagen muss, „dominierend“ ist, während Heinrichs böse oder schlechte Eigenschaften ebenfalls reinerbig, aber „rezessiv“⁶² sind. Heinrich d.J. ist dementsprechend ein Hybrid, bei dem „eine der beiden Stamm-Merkmale ein [...] Uebergewicht“ darstellt. Heinrich d. J. hat, so könnte man sagen, einen moralischen Phänotyp, zugleich aber wie sein Großvater (und fast alle Menschen außer seiner Mutter) einen „latent[en]“⁶³ unmoralischen Anteil.

Diese Hybridform ergibt sich, wie gezeigt, aus seiner Ähnlichkeit mit seinem Großvater Carsten, der meinen Ausführungen entsprechend ebenfalls als eine Mischung aus dominanter Güte und rezessiver Schlechtigkeit zu gelten hat. Das Ergebnis von Carstens Verbindung mit der reinerbig bösen Juliane ist – analog zur heute Spaltungsregel genannten Theorie – zwar nicht notwendig, aber auch alles andere als überraschend. Bei einer Verbindung von dominant gut/rezessiv böse und dominant gut/rezessiv böse bei den Eheleuten wäre die Chance „3:1“⁶⁴ für gut/böse gewesen. Da aber Juliane wie gesagt reinerbig rezessiv böse ist, liegt die Chance 1:1 für gut/böse und böse/böse. Und wie bekannt, gewinnen im Falle Heinrich d. Ä. die zweiten bösen 50 Prozent.⁶⁵

Man sieht also, dass in „Carsten Curator“ nichts, nicht einmal die genaue Verteilung von Erbeigenschaften, dem Zufall überlassen wird. Auch für diesen letzten, epistemisch höchst intrikaten Punkt bietet die Novelle durch zarte Hinweise eine Art von Gesetzmäßigkeit an, die sich in den unterschiedlichen Generationen unterschiedlich auswirkt.

Das heißt also – um zur Geburt Heinrichs d. J. zurückzukehren – dass Carstens Enkel moralisch gesehen und vom Aussehen die gleichen Erbeigenschaften wie sein Großvater hat. Mit diesen Eigenschaften hat er, sozusagen als zweiter Adam (aber kein Christus), die Chance, die Degeneration seiner Familie aufzuhalten. Wählt er eine Frau, die ja nicht einmal eine Maria-ähnliche (sprich reinerbig gute) Figur wie Anna sein muss,

⁶² Gregor Mendel: Versuche über Pflanzenhybriden. Zwei Abhandlungen (1866 u. 1870), hg. v. Erich von Tschermak, Leipzig 1911, S. 10.

⁶³ Ebd., S. 10f.

⁶⁴ Ebd., S. 11.

⁶⁵ Nicht einmal das ist – aus der Logik der Novelle heraus – Zufall oder Wahrscheinlichkeit, sondern die Konsequenz der Tatsache, dass sich Carsten in seiner Verbindung mit Juliane – Stichwort: Eifersucht und Lust – zu dem Zeitpunkt der Geburt ganz an deren moralischen Typus angleicht. Eine solche Vorstellung geht allerdings nicht in Richtung der modernen Genetik oder Evolutionstheorie, sondern weist eher – dies gegen Fasold [Anm. 38], S. 47, die diesen Umstand darwinistisch zu deuten scheint – in die Epigenese zurück. Vgl. zum Verhältnis von epigenetischer Erbtheorie und Literatur ausführlich Vf.: Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E. T. A. Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“, in: Monster. Zur ästhetischen Verfasstheit eines Grenzbewohners, hg. v. Günter Oesterle, Christiane Holm u. Roland Borgards, Würzburg 2010, S. 219–237.

also eine Frau, die wie er Gut/böse als Merkmalsmischung hat, dann ist die Chance recht hoch, nämlich 3:1, dass sich die guten Eigenschaften der Familie weiter fortpflanzen. Er darf nur nicht noch einmal eine Eva-Juliane treffen und – noch schlimmer – mit ihr seine latent bösen Eigenschaften ausleben. Denn dann würde die degenerierende Dynamik der Familie noch einmal genauso beginnen wie bei Heinrich dem Älteren.

Storm bricht also, wie die letzten Ausführungen ergeben haben, mit der im 19. Jahrhundert geltenden Erbregel, dass die nachfolgende Generation „die genaue Mittelform zwischen den Stammarten darstell[t]“⁶⁶, indem er – ähnlich wie Mendel – die Latenz von Erbeigenschaften annimmt, dabei zwischen homo- und heterozygoten Trägern von Erbeigenschaften unterscheidet und weiterhin davon ausgeht, dass manche dieser Eigenschaften dominieren und manche nicht.

Für den infrage stehenden Opfergedanken ist nun die homozygote Eigenschaft Annas und die Dominanz ihrer guten Erbeigenschaften von besonderer Bedeutung: *Reinerbigkeit* ist in Storms Szenario ja nichts anderes als die genetische Reformulierung der zuvor beschriebenen moralischen *Reinheit* von Annas Charakter – und die Dominanz von Annas guten Erbeigenschaften beschreibt auf biologischer Ebene nichts anderes als ihren, christologisch bedingten, Glauben, dass, wenn sie sich wirklich opfert, dieses Opfer auch zur Erlösung führen wird. Denn in der Tat muss man zugeben, dass die bei Storm vorgenommene Setzung, dass gute Charaktereigenschaften dominant, schlechte hingegen rezessiv seien, eine durch und durch idealistische, um nicht zu sagen: theologische ist.

Daraus erhellt, dass die Kritik und Weiterentwicklung von Darwins Erbgesetzen, die erstaunlicherweise in Richtung der modernen Genetik führen, trotz der impliziten Biologismen letztlich eine Bestätigung der idealistischen oder theologischen Opfertheorie darstellen. Mit der in „Carsten Curator“ exemplarisch vorgeführten ‚Gesetzmäßigkeit‘ bei der Weitergabe von Erbeigenschaften wird Annas Opfer – um noch einmal Storms eigene Metapher aufzugreifen – als Pfropf, also als künstlicher oder genetischer Eingriff in den Ablauf der Natur, präzisiert und bestätigt: Was sie hofft und glaubt, wird als genetisch möglich und machbar apostrophiert.

Somit ist die genetische Manipulation des ‚progrès d’un mal‘, die Annas Opfer darstellt, ‚Ideal-Realismus‘ im wahrsten Sinne des Wortes, d.h. radikaler als es die Poetik der Zeit vorgibt: Statt die ideale Entwicklung eines Szenarios oder einer Geschichte einfach zu behaupten bzw. sie im Schreiben zu verklären, wird die erklärende Entwicklung zum Guten in die Natur und den Menschen, der in sie eingreift, verlegt. Nicht der Autor mit seinen literarischen Techniken, sondern die Menschen können die Welt durch Glauben an das Gute und das Wissen um die genetische Gesetzmäßigkeit der Natur zum Ideal hin verändern.

Bleibt zu fragen, welche Rolle Darwins so prominent vorgeführte Beauty-Theorie angesichts dieser letzten epistemischen Volte in der Geschichte spielt. Dieses Konzept war ja, wie oben dargelegt, als Gegenargument zur Opfertheorie eingeführt worden, d.h. als Argument gegen die idealistische Vorstellung, dass Anna durch Selbstaufgabe das Wohl der Familie Carstens retten könnte. Denn wenn Opfer und deterministische

⁶⁶ Mendel [Anm. 62], S. 10f.